



Franziska Feller

Überblick: Familienmedationen im ländlichen Raum unterscheiden sich weniger durch ihre Themen von anderen Medationen als durch die besondere Verbindung von Familie, landwirtschaftlichem Betrieb und über Generationen gewachsenem Eigentum. Anhand dreier Fallgeschichten zeigt die Autorin, wie Scham, Loyalität und Verantwortung familiäre Konflikte im ländlichen Raum prägen und weshalb Ermutigung, Empathie und pragmatische Lösungen hier eine besondere Bedeutung gewinnen.

Keywords: Familienmediation; ländlicher Raum; Hofübergabe; Generationenkonflikt; Landwirtschaft.

<https://doi.org/10.25364/35.23:2026.2.3>

Ermutigung, Empathie, Wohlwollen

Von alledem bedarf es etwas mehr – drei Fallgeschichten aus Familienmedationen im ländlichen Raum

Bereits seit 2015 begleite ich als Familienmediatorin „Hofkonflikte“. Kein Fall ist gleich, jede Familie hat ihre eigene Geschichte. Was mir jedoch in jeder „Hofgeschichte“ begegnet, sind grosse Scham und hoher Lei-

densdruck. Nicht selten sind es Menschen, die „dazwischen stehen“, die aktiv um Unterstützung nachsuchen. Die drei nachfolgenden Fallgeschichten erlauben einen kleinen Einblick in meine Praxis.

Kind am Esstisch, Chef im Betrieb

Elsbeth, Mitte 60, wendet sich hilfeschend an mich, weil ihr Mann Kurt und ihr Sohn Marcel stetig aneinandergeraten und es täglich zu verbalen Beleidigungen und Handgreiflichkeiten kommt. Anfangs habe sie zu schlichten versucht, erzählt sie, doch die stetige Anspannung habe auch sie lauter werden und bei Kleinigkeiten explodieren lassen. „So kann es nicht mehr weitergehen“, sagt sie, „wir zerstören uns gegenseitig.“

Situation: Vater Kurt (68), Mutter Elsbeth (64) und Sohn Marcel (29) leben gemeinsam auf dem Klein-

betrieb, der knapp die Familie ernährt. Marcel ist Einzelkind und hat nach schwierigen Schuljahren mit viel Unterstützung die Ausbildung zum Landwirt geschafft. Nach dem Erreichen des 65. Altersjahrs hat der Vater den Betrieb in Generationengemeinschaft seiner Frau und seinem Sohn übergeben; seit Anfang Jahr ist er auf Marcel überschrieben. Marcel ist somit – zumindest auf dem Papier – der Chef. Im Alltag hält der Vater weiterhin die Fäden in der Hand und trifft alle Entscheidungen, auch wenn er froh ist, dass Marcel mehr und mehr die körperlich schweren Arbeiten übernimmt.

Seit er die Betriebsführung übernommen hat, lässt sich Marcel nicht mehr stillschweigend herumdiri-

gieren wie ein Teenager, sondern geht in den Widerstand. Dies hat zur Folge, dass es täglich zu lautstarkem Streit zwischen Vater und Sohn kommt und dabei schon einiges durch die Luft flog.

Ich lernte die Eltern sowie Marcel in einzelnen Vorgesprächen kennen. Dieses Setting erlaubte mir, in entspannter Atmosphäre den Vertrauensaufbau zu gestalten und die unterschiedlichen Sichtweisen zu erfahren. Alle drei litten enorm unter der Situation und vergossen viele Tränen darüber, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen.

- Der Vater stellte fest, dass Marcel weder dieselbe Bereitschaft hat noch über die nötige Energie verfügt, praktisch rund um die Uhr auf dem Betrieb präsent zu sein und jahraus jahrein zu arbeiten. Gleichzeitig musste er sich eingestehen, dass auch er nicht mehr die Kraft hat, das zu leisten, was er von sich gewohnt war.
- Der Mutter fiel es schwer zuzusehen, wie Marcel an den Erwartungen seines Vaters zerbrach.
- Marcel fühlte sich als Versager, und sein Selbstwert sank mehr und mehr. Er begann innerlich, sich von dem Traum von der Hofweiterführung zu verabschieden.

Alle liessen sich auf die Mediation ein mit der Haltung: „Schlimmer kann es nicht mehr werden!“.

Auf die Frage, was ihre schlimmste Befürchtung wäre, die keineswegs eintreffen sollte, antwortete die Mutter: „Dass Marcel den Bettel hinschmeisst und sowohl den Betrieb als auch uns als Familie verlässt.“ Der Vater ergänzte: „„Wenn ich auf dem Betrieb nichts mehr zu sagen habe und unerwünscht bin.““ Marcel schliesslich sagte: „Wenn es keine positive Aussicht mehr gibt und mein Selbstbewusstsein vollends abstürzt.“ Ihm sei die Zusammenarbeit mit den Eltern aber „enorm wichtig“, ergänzte er. „Ich bin auf meine Eltern angewiesen“. Bei diesen Worten blickte der Vater auf. In seinen Augen war ein Leuchten zu erkennen.

Marcel

- ◆ *Ich bin sehr zufrieden, wie der Betrieb aufgebaut ist, und möchte nichts verändern.*
- ◆ *Ich schätze die Mitarbeit meines Vaters sehr. Er verfügt über eine enorme Erfahrung.*

- ◆ *Ich versuche, die Erfahrungen meines Vaters zu berücksichtigen. Doch ich sehe den Sinn nicht, Tag für Tag 24 Stunden lang dran zu sein. Unabhängig wie viel Zeit ich für etwas einsetze, es reicht nie, um meines Vaters Erwartungen zu genügen!*
- ◆ *Ich bin mir bewusst, dass mir gewisse Arbeiten schwerer fallen als meinem Vater. Seine Zeitpläne gehen für mich nicht auf. Ich muss für mich einen eigenen Zeitplan erstellen.*

Vater

- ❖ *Ich wünsche mir, all meine reiche Erfahrung an Marcel weitergeben zu können, und dass er diese annimmt, wie ich selbst es bei meinem Vater tat.*
- ❖ *Ich wünsche mir, weiterhin mitentscheiden zu können – zumindest in gewissen Bereichen.*
- ❖ *Ich habe den Eindruck, Marcel könnte sich noch mehr einsetzen und mehr Zeit investieren.*

Gemeinsame Abmachungen und nächste Schritte

- Wir werden neu gemeinsam um 7 Uhr morgens die Tagesplanung machen, um die Prioritäten und Verantwortlichkeiten für den Tag festzulegen. Jeder teilt sich den Tag selbst ein und redet dem Anderen nicht rein.
- Sind um 17 Uhr alle prioritären Arbeiten erledigt, ist Marcel frei, Kollegen zu treffen oder etwas für sich zu arbeiten. Der Vater wird dies nicht kommentieren.
- Die Eltern planen für die nächsten 3 bis 4 Monate 2 bis 3 Wochenendausflüge, was sich die Mutter seit Jahren innigst wünscht. Marcel wird die Arbeiten auf dem Betrieb übernehmen. Der Vater wird die erste Reise ins Tessin organisieren, was ein Hochzeitstagwunsch der Mutter ist.
- Alle nehmen sich vor, sich gegenseitig jeden Tag mindestens 1 Mal etwas Wertschätzendes zu sagen.
- Der Vater versucht mehr, den Blick auf das Positive zu richten und wahrzunehmen, was Marcel alles leistet und gelingt.

Und: Aufgrund der (kritischen) Nachfrage der Mediatorin, ob denn Marcel noch immer im Kinderzimmer lebe, was alle etwas aufrüttelt, nimmt die Fami-

lie diesen Punkt auf, um Ideen zu einer passenden, künftigen Lebensform zu entwickeln.

„Wie soll eine Verantwortungsübergabe und auch das Loslassen vom Vater gelingen, wenn Marcel weiterhin als Junge im Kinderzimmer lebt und der Vater am Kopfende des Tisches das Sagen hat? ...“

Die wohl häufigsten Konstellationen, denen ich im ländlichen Raum begegne, sind Generationengeschichten: Die übergebende und die übernehmende Generation leben zusammen auf dem Hof teils im selben Haus, teils verteilt auf Bauernhaus und „Stöckli“ (in der Schweiz bezeichnet „Stöckli“ ein separates kleines Wohnhaus auf einem Bauernhof, das meist den Altbauern als Alterswohnsitz dient).

Der zweite Mediationsfall:

Die Hofübergabe hat bereits in gegenseitigem Einvernehmen stattgefunden, und der junge Bauer – meist sind es immer noch Männer, die einen Hof übernehmen – hat bereits einige Veränderungen an der Betriebsform vorgenommen. Die Eltern helfen in reduzierter Form weiterhin tatkräftig mit und akzeptieren mehr und mehr, dass der Sohn nun das Sagen hat. Es scheint alles geregelt und in bester Ordnung, und doch schwebt eine dunkle Wolke über dem Hof, die sich stetig verdichtet und kaum mehr Sonnenstrahlen durchlässt.

Knacknüsse sind da nicht selten der persönliche Umgang miteinander, Spannungen zwischen der Mutter und der Partnerin des Sohnes und Themen wie Abgrenzung oder Loyalität. So verhält es sich auch bei der Geschichte der Familie Meier, die mit dem Anruf von Nils, des Sohnes, beginnt: „Frau Feller, helfen Sie mir. Ich habe Angst, entweder den Hof oder meine Frau zu verlieren!“ Mit gebrochener Stimme erzählt Nils, seine Frau habe ihm gedroht, den Hof mit den Kindern zu verlassen, wenn seine Eltern weiterhin da wohnen blieben. „Ich kann doch meine Eltern nicht vom Hof vertreiben. Ich verdanke ihnen alles und bin weiterhin auf ihre Unterstützung angewiesen.“

Nils gesteht, in seiner Familie sei nie viel gesprochen worden. „Jeder wusste einfach, was zu tun war, und das reichte.“ Nils befürchtet, seine Eltern seien nicht zu einer Mediation bereit, er hat es noch nicht gewagt, mit ihnen darüber zu sprechen.

Alle Beteiligten für die Mitarbeit in einer Mediation zu gewinnen, ist die halbe Miete. Im Wissen darum, bespreche ich mit Nils, wie es gelingen könnte, seine Eltern für eine Mediation zu gewinnen. Zentral ist, dass er als Sohn das Gespräch mit den Eltern sucht – möglichst in einem ruhigen, dafür geeigneten Moment. Dies kann nicht zwischen Tür und Angel geschehen, weder an der Stalltür noch zu später Stunde. Seine Eltern sollen dabei erfahren, dass ihre Themen und Anliegen in einer Mediation ebenso

Platz finden werden wie diejenigen der jungen Generation. In der Krise geht es jedem schlecht – auch den Eltern. Lösungen können nur gemeinsam gefunden werden. Nils bestätigt das Leiden der Eltern, hat der Vater doch an Lebenslust verloren; er spricht gar von Suizid.

Die Woche später schreibt mir Nils erleichtert, seine Eltern würden sich über Terminvorschläge freuen. Die Mediation kann starten! Ich lade beide Generationen, die Eltern Fredi und Margrit sowie Nils und seine Partnerin Sandra, zu je einem Vorgespräch ein. Dieser aufgeteilte Start in die Mediation erlaubt ein entspanntes Kennenlernen und ermöglicht es mir, die unterschiedlichen Haltungen und jeweiligen Paardynamiken zu erfahren und mich so für das gemeinsame Gespräch zu rüsten.

Fokus in den Vorgesprächen

Nils steht in dieser Geschichte zwischen seiner Partnerin Sandra und seinen Eltern. Im Vorgespräch kann diese Mittelrolle angesprochen und diskutiert werden. Es ist dabei wichtig, die strittigen Punkte zwischen Nils und Sandra bezüglich der Lebenssituation auf den Tisch zu bringen und zu klären, damit Sandra mit Nils im gemeinsamen Gespräch als Paar möglichst geschlossen auftreten können. So ist es für Sandra ein Muss, dass die Eltern wegziehen, für Nils hingegen ein „No-Go“. „Vater ist hier

aufgewachsen und lebte zeitlebens hier. Er ist genauso verwurzelt wie die grosse Linde neben dem Haus. Muss Vater weg, so bricht ihm dies das Herz.“ Ich erfahre von Nils und Sandra, dass alternative Ideen da sind wie beispielsweise ein Umbau des Bauernhauses sowie eine Umgestaltung des Hausumschwungs. „Mir würde es schon helfen, wenn der Gartensitzplatz hinter unserem Haus läge“, meint Sandra, „so kann ich mich da mit meinen Freundinnen treffen, ohne dass die Eltern alles mitbekommen.“ Nils klärt zudem mit seinem Onkel ab, ob die Eltern allenfalls in ihr Stöckli ziehen könnten, das im Nachbardorf liegt, Nils' Vater war oft gerne dort. Das junge Paar ist so bereits ins konstruktive Denken eingestiegen, um letztlich zu realistischen Lösungen zu gelangen, die auch die Eltern akzeptieren können.

Dieselbe Arbeit ist mit den Eltern beim Thema „Gestaltung des letzten Lebensabschnitts“ nötig, um Gemeinsamkeiten und Differenzen offenzulegen. Vater Fredi hat im Betrieb losgelassen. Sein einziger Wunsch ist es, auf diesem Grund und Boden bis zum Tod bleiben zu können. Mutter Margrit sorgt sich um ihren Sohn: „Sandra sollte Nils mehr unterstützen und ebenso auf dem Hof anpacken, anstatt mit ihren Freundinnen rumzuhängen. Irgendwann bricht Nils zusammen, wenn er diese Arbeit allein tragen muss.“ Auch sie liess ihren Ursprungsberuf als Pflegefachfrau fallen, um Kinder, Haus, Garten und die Kleintiere zu übernehmen. Durch Nachfragen wird deutlich, dass sie verletzt ist, die Grosskinder nicht regelmässig betreuen zu dürfen, worauf sie sich stets gefreut hatte. Zudem gibt sie zu, dass sie Sandra um ihre Eigenständigkeit beneidet: sie hätte diese rückblickend betrachtet für sich selbst ebenso gerne behalten.

Dieses Vorwissen und auch der bereits begonnene Prozess des Perspektivenwechsels stimmen mich zuversichtlich, so ins gemeinsame Gespräch zu starten. Zum Start lasse ich alle Beteiligten Tiere aus meiner Schleich-Sammlung auswählen. Diese Figuren stellen die geschätzten Stärken der anderen Familienmitglieder dar. Als Sandra das Alpaka mit der weichen Schnauze für die Feinfühligkeit des Schwiegervaters wählt, ist dieser gerührt. Er liebt diese Tiere, die in geringer Zahl auch auf dem Hof leben. Die Bärenmutter für Margrit, die ihre Stärke und

Fürsorglichkeit aufzeigt, wirkt ebenso beschwichtigend. Die Spannungen legen sich, als Margrit die Schwanenmutter mit Jungen für Sandra als ausgezeichnete Mutter bestimmt. Margrit und Fredi erhalten zudem die Möglichkeit, Nils und Sandra offen zu erzählen, wie sie ihre eigene Hofübergabe erlebten. Margrit sei damals zwischendurch „auch nahe am Weglaufen“ gewesen, erzählt sie. Sie habe die Kritik der Eltern und deren Dominanz gegenüber Fredi kaum ertragen. „Heute weiss ich, dass sie sich mehr Wertschätzung und Dankbarkeit von mir gewünscht hätten, um besser loslassen zu können. Und nun bin ich ein ebensolcher Drache und mache dir, Sandra, das Leben schwer. Dies tut mir sehr leid.“

In meinem dritten Mediationsfall, von dem ich berichte, gelangte über einen landwirtschaftlichen Berater an mich. Dieser war als Coach für einen jungen Bauern Mitte zwanzig tätig, der noch in Ausbildung war. Der Berater kannte dessen Sorgen um die Familie und um die Zukunft des Kleinbetriebes. Dem jungen Mann Stefan half dieser Türöffner, zumal er keine Anlaufstelle kannte und zudem zerrissen darüber war, ob er als jüngster Sohn die schwierige Situation bei seinen Eltern überhaupt ansprechen durfte, ohne sie damit in ein schlechtes Licht zu rücken.

In einem Vorgespräch wagt es Stefan, seine Ängste um die Eltern, insbesondere um seinen Vater, anzusprechen und die Sorge zu benennen, dass ihm vielleicht kein Betrieb mehr zu übernehmen bleiben werde, wenn es so weitergehe. Sein Vater führt einen kleinen Betrieb, den er von seiner Familie übernommen hat und mit dem er finanziell knapp über die Runden kommt. Die beiden erwachsenen Söhne leben in eigener Wohnung im Stöckli neben dem Bauernhaus, die Schwester, die selbst bereits eine eigene Familie hat, in einem anderen Kanton. Seit ein paar Jahren bemerkt Stefan, dass die Mutter (Mitte 50), die an einer genetisch bedingten Muskelerkrankung leidet, einen massiven Gedächtnisabbau erlebt. Er, der sich nicht als besonders ordentlich bezeichnet, stellt katastrophale Verhältnisse in der Wohnung der Eltern fest: Nichts ist mehr zu finden, die Milch steht bei den Gläsern, die Brille liegt im Kühlschrank etc. Der Vater (Ende 50) versucht alles zu vertuschen, arbeitet fast rund um die Uhr auf dem Hof und im Haushalt und nimmt stetig an Ge-

wicht ab. Im Kühlschrank und in den Schränken sind kaum Esswaren zu finden und der Vater findet keine Zeit einzukaufen. „Ich habe Angst, dass der Vater plötzlich zusammenbricht und nicht mehr aufsteht. Dann ist alles verloren“, sagt Stefan besorgt.

Trotz Stefans Befürchtung, sein Vater werde nicht auf ein Gespräch einsteigen, zeigt sich dieser bereit dazu und bringt zum Vorgespräch auch die Mutter mit – zwei gebrochene Menschen, die ein Alter über 80 vermuten lassen, auch wenn ich weiss, dass sie jünger sind. Die Mutter schafft es, sich selbst vorzustellen, von ihrer Kindheit und Jugendzeit zu sprechen und auch ihre Erbkrankheit zu beschreiben. Zum heutigen Alltag auf dem Hof bemerkt sie nur, dass es viel zu tun gebe, doch alles gut sei. Ihre Aufmerksamkeitsspanne ist kurz, sie ist bald müde und froh, im Nebenzimmer kurz aufs Sofa liegen zu können, was dem Vater Raum gibt, seine Situation zu schildern.

Er selbst – ein früher sehr sportlicher Mann mit Bestleistungen in Bergläufen und Marathon – sagt unter Tränen, dass er alles tue, um seine Frau vor dem Heim zu bewahren. „Sie würde dort zugrunde gehen; sie braucht die Bewegung und die Bäume.“ Er gesteht jedoch ein, dass die Zustände im Haus chaotisch sind, viel Verschimmeltes herumsteht und kaum mehr etwas Essbares da ist. Er lässt sich auch zu einem Familiengespräch mit allen Kindern bewegen und dankt am Ende des Gespräches herzlich dafür, Unterstützung zu erhalten.

Am Runden Tisch mit allen Familienmitgliedern, an dem auch die Mutter teilnimmt, werden alle Sorgen und Ängste transparent gemacht und die Themen gesammelt. Im Fokus stehen die Fragen, wie der Vater entlastet und welche Unterstützung und Abklärung für die Mutter aufgegleist werden kann. Insbesondere die Tochter, die durch ihre kleinen Kinder und durch die Arbeit kaum mehr Zeit findet, die Eltern zu besuchen, ist schockiert über den Zustand ihrer Eltern. Sie sieht den abgemagerten, gebeugten Vater und die gedanklich sich in anderen Welten bewegende Mutter, die Freude hat am Familientreffen, aber nicht versteht, weshalb wir nicht irgendwo essen gehen. Die Tochter ist es denn auch, die die Initiative ergreift und anbietet, jeden zweiten Samstag zuhause den Haushalt in Ordnung zu bringen und

mit der Mutter zusammen einen Grosseinkauf zu tätigen. Sie verspricht zudem – trotz grosser Ängste und des Widerstands des Vaters – bei der nächsten Hausarztuntersuchung die Mutter zu begleiten und das Thema Demenz anzusprechen – ein Wort, das kaum jemand in den Mund zu nehmen wagt.

Die Kinder vereinbaren, am darauffolgenden Samstag gemeinsam einen Frühlingsputz im Haus der Eltern zu machen, und in den Schränken alles zu beschriften, um der Mutter Hilfestellung beim Einräumen zu bieten. Die Mutter strahlt, als sie das hört, und gibt zu, nicht mehr immer zu wissen, was wohin gehört.

Die ganze Familie wirkt wie unter der Wirkung einer Energiespritze: Alle bringen sich ein, sind bereit zu unterstützen und wertschätzen auch Stefan, der als Jüngster die Mediation lanciert hat. Der Vater, der kaum etwas sagt – „Reden ist nicht mein Ding; ich bin froh, dass Margrit, meine Frau, mich damals angesprochen und einfach mitgenommen hatte, sonst wäre ich wohl mein Leben lang allein geblieben.“ – ist sichtlich gerührt ob des Engagements seiner Kinder.

Plötzlich steht die Mutter vor die Familie und sagt, sie wolle ihren von der Invalidenversicherung bezahlten E-Scooter zurück. Dieser sei ihr gestohlen worden. Martin, der zweite Sohn, erzählt, die Mutter sei gerne mit dem E-Scooter unterwegs. Sie stelle diesen bisweilen einfach irgendwo hin, um in ein Geschäft zu gehen, und finde ihn danach nicht mehr. Dies sei nicht zum ersten Mal geschehen, und die Invalidenversicherung weigere sich, jedes Mal einen neuen E-Scooter zu finanzieren. Die Kinder werfen dem Vater deshalb vor, er dürfe die Mutter nicht allein lassen, und er solle endlich ein Smartphone für sich und die Mutter anschaffen. Die Mutter gerät aufgrund solcher Rückmeldungen in grossen Stress: „Ich will meinen Scooter wieder; ich bin nicht dement und weiss, dass mein Scooter gestohlen wurde. Die Polizei soll ihn suchen.“ Die Mutter beruhigt sich, als ihr alle versichern, dass sie ernst genommen wird und sich alle darum kümmern werden.

Gemeinsam entsteht die pragmatische Idee, der Mutter in alle Jackentaschen je einen Smart-Tag zu stecken. So könnte Martin den Standort der Mutter

auf seinem Smartphone erkennen. Martin, der technisch sehr bewandert ist, verspricht, sich darum zu kümmern.

Die Mutter stellt fest, dass wieder alle ruhig geworden sind, und strahlt. Sie freut sich, dass sie nun mit ihrer ganzen Familie essen gehen darf.

Besonders berührt hat mich an dieser Geschichte, dass mir die Familienmitglieder zwei Monate später

im Rahmen eines kurzen Familiengesprächs mitteilen, sie hätten nun einen handfesten Plan, wer wann putze und einkaufe. Zudem hätten sie die Mutter in der Gedächtnisklinik angemeldet und eine Abklärung für ein Ferienbett sei aufgegleist – „an einem wunderschönen Ort am See“, wie die Mutter strahlend sagt. „Endlich darf ich einmal in die Ferien.“ Auch der Vater wirkt entspannter und hofft, dass er diese Wochen dazu nutzen kann, wieder einmal etwas mit seinem Bruder zu unternehmen, der ihm sehr nahesteht.

Auch wenn der Inhalt und die Themen in dieser Mediation eher aussergewöhnlich sind, zeigt dieser Fall typische Charakteristika von Mediationen im ländlichen Raum:

Scham: Scham ist eine grosse Hürde für viele Familien, Hilfe und Unterstützung anzunehmen. Über Generationen haben sich die Familien selbst durchgewurstelt und es irgendwie hingekriegt, den Hof zu erhalten und die Übergabe zu regeln. Weshalb gelingt es ihnen nicht? Es braucht viel Wertschätzung dafür, was ihnen alles gelungen ist, um das Gefühl loszuwerden, versagt zu haben, und das gemeinsame Anpacken als Chance und Stärke zu sehen.

Sorgfalt: Jede Mediation birgt Themen, die schwierig anzusprechen sind. Das erfordert grosse Sorgfalt. In dieser Geschichte war es die Demenz der Mutter. Das Thema im Familiengespräch anzusprechen, brauchte viel Zeit. Für den Vater war die Tatsache unvorstellbar, dass seine Frau vielleicht schon bald die Pflege in einer Institution nötig haben würde. „Von Tag zu Tag muss ich sie etwas mehr loslassen und mich von Gemeinsamem verabschieden. Sie können sich nicht vorstellen, mit welcher Energie meine Frau noch vor wenigen Jahren mit mir in den Bergen unterwegs war, und Haushalt und Garten mit links meisterte.“ Trotz allem war es für die ganze Familie eine Erleichterung, dass ich als Mediatorin den Begriff in den Mund nahm – als Frage, Möglichkeit, Gedanke – wodurch niemand von ihnen diese Vermutung aussprechen musste. Ähnlich verhält es sich auch mit psychischen Erkrankungen wie Depression oder Suizidalität.

Ich sehe es als unsere Verantwortung als Fachpersonen, den Familien beispielhaft aufzuzeigen, wie damit umgegangen werden kann, und auch im sicheren Rahmen die

schwierigen Brocken auszusprechen. Wo, wenn nicht in den Mediationsgesprächen, soll Schwieriges auf den Tisch kommen können!

Allparteilichkeit und offene Türe für alle: Allparteilich zu sein, heisst nicht nur, keine Partei zu ergreifen, sondern auch, alle willkommen zu heissen und am Gespräch teilhaben zu lassen – auch wenn es herausfordernd sein kann. In dieser Geschichte war die Anwesenheit der Mutter zentral; der Alltag wurde in den Raum geholt und damit auch sichergestellt, dass die Mutter die erarbeiteten Abmachungen annehmen konnte. Mit der Mutter im Raum war auch gleich das Thema präsent und niemand konnte ausweichen – auch ich als Mediatorin nicht.

Pragmatische Lösungen im Alltag: Vielen Menschen, die für eine Mediation anfragen, betonen von Anfang an, keine Therapie zu wünschen. Bei Bauern zeigt sich dies oft noch verstärkt, da sie sich nicht als die grossen Redner sehen, sondern eher das Anpacken als ihre Stärke betrachten.

Aus diesem Grund setze ich mir in jedem Mediationsgespräch das Ziel, am Ende zu einigen Lösungen zu gelangen, die im Alltag umgesetzt und ausprobiert werden können. „Es geht wieder vorwärts!“ Bei dieser Familie war dies besonders eindrücklich. Das gemeinsame Hinschauen am Runden Tisch hatte ausgereicht, um aus der Erstarrung, aus dem „Einfach-funktionieren-müssen“ herauszukommen. Zudem fühlte sich dabei niemand allein und wurde die Last auf verschiedene Schultern verteilt. Alle Kinder waren denn auch froh, etwas beitragen zu können, das sie als machbar ansahen und das ihnen erlaubte, die Beziehungen zu den Eltern zu leben.

Wie bei Familienmediationen in anderen Regionen oder Bevölkerungsgruppen, sind auch im ländlichen Raum die Themen vielfältig, und jede Geschichte ist einzigartig. Vielleicht braucht es jedoch eine Prise mehr Ermutigung und Stärkung, eine Messerspitze mehr Empathie und Wohlwollen und einen Löffel voll Verständnis für die starke Verbundenheit mit dem Boden und für die komplexen Situationen, die durch die Vermischung von Familie, Betrieb und oft über Generationen gewachsenem Eigentum entstehen.

Letztlich steht jedoch immer die Arbeit mit den Menschen im Fokus. Das macht unsere reiche Arbeit in der Mediation aus.



Kontakt

Franziska Feller begleitet Menschen mit viel Herzblut darin, Klärung untereinander zu finden, lebenspraktische Lösungen zu entwickeln und in ihrer Situation einen Schritt weiterzukommen.

info@mediationfeller.ch

www.mediationfeller.ch